



Jeden Freitag erscheint eine Nummer.

Preis der Anzeigen für die gespaltene Klein-Zeile 40 Pf.

Preis vierteljährlich	
im deutschen Postgebiet	8,00 M.
im Weltpostverein	8,75 "
Einzeln Nummern 50 Pf.	

Preis fürs ganze Jahr	
im deutschen Postgebiet	12,00 M.
im Weltpostverein	15,00 "
im Vereinsausland	18,00 "

Bestellungen nehmen entgegen: die Betriebsleitung des „Deutschen Wochenblattes“, Berlin SW., Zimmerstraße 7, sowie alle Buchhandlungen und Postämter. Das „Deutsche Wochenblatt“ ist in der deutschen Postzeitungs-Preisliste für 1898 unter Nr. 2032 eingetragen.

Der Abdruck sämtlicher Artikel ganz oder in ihren einzelnen Theilen ist Zeitungen und Zeitschriften nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Otto Arendt, Berlin, „6 vom Hundert Reichsbankdiskont.“ — v. Bremen, Berlin, Der neue französische Kriegsminister de Freycinet. — Emil Mauerhof, Turin, Italien und der Anarchismus. — Friß Tyrol, Charlottenburg, Thomas Carlyles sozialpolitische Schriften. — Zur Lage der Landwirthschaft in Westpreußen. Von K. N. — F. Ewald, Ein Neu-Romantiker.

„6 vom Hundert Reichsbankdiskont.“

Es ist höchst fatal, daß die Reichsbank gerade auf 6% Diskont steigen mußte, unmittelbar bevor die Bankvorlage an den Reichstag gelangt. Alles war in der Presse so schön vorbereitet, daß Niemand an unserer „bewährten“ Reichsbank „rüttelt“, als die bösen Agrarier und Bimetallisten, und nun zeigt sich auf einmal, daß die Reichsbank sich gar nicht „bewährt“ und daß eine Aenderung nothwendig vorgenommen werden muß und zwar gerade in der Richtung, welche den „Agrariern und Bimetallisten“ so sehr verdacht war: Erhöhung des Kapitals, Veränderung der Notenkontingentirung.

Man darf gespannt sein, wie die Regierungsvorlage hier verfahren wird. Einfach den jetzigen Antheilseignern der Reichsbank behufs Kapitalsvermehrung „junge Aktien“ zuweisen, das wäre ein sehr hübsches Geschäft für die haute finance, aber dazu wird der Reichstag schwerlich die Zustimmung geben. Das läßt sich eben nur gemeinsam mit der ganzen Frage der Gewinnbetheiligung des Reiches regeln und hier wird dann wieder die höchst unbequeme Frage der Uebernahme der Reichsbank auf Reichsrechnung angeschnitten — wofür unzweifelhaft eine sehr starke Strömung im Reichstage eintreten wird — vielleicht selbst aus den freisinnigen Reihen, denn die Freisinnigen werden sich vielleicht überzeugen lassen, daß für die Uebernahme der Reichsbank auf Reichsrechnung viel gewichtigere Gründe sprechen, als für die Uebernahme der Elektrizitätswerke auf die Stadt Berlin und daß — da die Reichsbank schon heut eine Staatsbank ist, der Ausdruck „Verstaatlichung“ also hier gar nicht herpaßt — mit Ausnahme der haute finance überhaupt Niemand ein berechtigtes Interesse daran hat, daß die Antheilseigner der Reichsbank weiter

Dividenden von einer Staatsanstalt auf Kosten der Steuerzahler beziehen — am wenigsten Handel und Industrie, die nur durch die kapitalistische Presse systematisch irreführt sind.

Auch die Frage der Notensteuer ist nicht einfach durch irgend eine Vergrößerung der Notenreserve zu lösen. Die ganze Einrichtung der Notenreserve ist eine verfehlte und reformbedürftige, aber es darf nicht übersehen werden, daß sie ein wichtiges Mittel der Sicherung des deutschen Notenumlaufes bildet, sie darf also nicht geändert werden, ohne andere ausreichende Sicherungsmittel zu schaffen.

In erster Linie kommt hier eine gesetzliche Regelung des Depositenwesens in Betracht, das in Deutschland überhaupt fehlt. Es ist äußerst gefährlich, daß unsere Privatbanken, die zugleich Spekulationsbanken sind, ohne jede gesetzliche Sicherheit Depositen verwalten. Hier müßte ein Scheckgesetz, das immer noch aussteht, Abhülfe bringen. Vorerst aber ist zu fordern, daß die Metalldeckung ebenso für die täglich fälligen Verbindlichkeiten, wie für die umlaufenden Noten eine gesetzlich vorgeschriebene Höhe haben muß — darüber hinaus wäre der Notenumlauf ganz freizugeben, denn die Ausdehnung des Notenumlaufes ist für die gedeihliche Entwicklung des Verkehrs überaus erspriesslich. Frankreich hat einen doppelt so starken Notenumlauf wie Deutschland. Der Notenumlauf soll also keine andere Schranke haben, als die der ausreichenden Metalldeckung.

Unser Notenumlauf hat sich überhaupt nicht ungebührlich ausgedehnt, er hat sich langsam und allmählich entwickelt, aber die Metalldeckung hat nicht Schritt gehalten, der Vorrath hat nicht zu sondern abgenommen, das ist die Ursache aller gegenwärtigen Schwierigkeiten, der einzige Grund, weswegen der Diskont auf 6% erhöht werden mußte — das wird aber in der kapitalistische Presse sorg-

Ein Neu-Romantiker.

Es giebt einen seltsamen Dichter in Deutschland. Er fällt so ganz aus dem Rahmen der historischen Entwicklung unserer Literatur — höchstens könnte man ihn neben dem todtten Hamerling, dem verstümmten Grisebach, dem jungen Voss als letzten Vertreter jener Hochdekadenz bezeichnen, die parallel mit dem sittlichen Niedergang nach 1870 auch für die Dichtung jener Zeit eintrat und bis in die achtziger Jahre hinein sich erstreckte.

Damals feierte Arthur Schopenhauer glänzende Auf-
erstehung, und seine Propheten waren eben die genannten Dichter: Hamerling, Voss, Grisebach — enttäuschte Idealisten, eine Mischung von Hyperidealismus und Materialismus, von Himmelssehnsucht und Gier nach Sinnengenuss und Erdenlust. Alle drei erregten — mit Sacher-Masoch im Verein — damals unerhörtes Aufsehen. Aber es war Fäulnis in ihren Schöpfungen, und der Haut-gout verging mit den Jahren und machte völliger Verwesung Platz. Keiner ist geblieben.

Der Dichter, über den hier gesprochen werden soll, steht der Gruppe, wie gesagt sehr nahe. Aber er lebt auch literarisch heute noch und gerade aus den Kreisen der jungen Dichter sind ihm brausende Zurufe erklingen. Karl Bussé hat ihn Jahre hindurch auf den Schild gehoben und immer von Neuem versucht, Aller Blicke auf ihn zu lenken. Detlev Siliencron hat ihn in seiner leicht begeisterten Art apostrophirt. Der Erfolg entsprach nicht ganz den Erwartungen, die man hegen durfte. Zwar begannen die Bücher des Dichters, die bisher wie Blei gelegen hatten, etwas schneller zu „gehen“, aber dem großen Publikum ist der weltferne Poet noch heute ein Unbekannter.

Ich glaube auch, er wird es bleiben trotz der Bemühungen seiner Anhänger. Er ist nicht dazu geschaffen, ein Volksdichter zu werden. Es steckt in ihm zu viel fast heftige Eigenart, zu viel Zeremonienthum, zu viel Fremdes. Seine Dichtungen stehen wie rothe gefüllte Treibhausnelken in geschliffenem Glase am hohen Bogenfenster eines Fürstengemaches, sie sind schön, aber krank; sie haben nicht den herben frischen Duft von Wiesenblumen, die im einfachen Wasserglase am Fenster einer Arbeiterwohnung stehen. In diesen Dichtungen glüht es von Farbenpracht, Schwäne ziehen über stolze Schlösser, Kronen gleißen und der Purpur flammt, wilde Frauenlippen, noch heiß von Küssen, träumen von neuer Liebe, der Alas kracht und die Brustaseide knistert, und darüber hin, über allem Glanz seligster Erdschönheit, ruft aus den verlassenen Jagdgründen Thules das Horn mit klingendem Sehnsuchtsston. Diese Sehnsucht wird mit den Jahren — je weiter er sich von Thule, dem Thal seiner Jugend entfernt — nur immer größer, und über Welt und Weib führt sie ihn schließlich zu Gott. Seltsam mißt es zu beobachten, wie langsam das Kreuz mit dem INRI-Schild auftaucht, bis der müde Mann endlich vor ihm auf den Knien liegt und bei dem gekreuzigten Gott sucht, was er auf Erden nicht fand: Frieden, Sehnsuchtsbefriedigung, Glück.

Der Dichter, von dem ich spreche, heißt Prinz Emil von Schönau-Carolath. Eben jetzt sind zwei seiner Bücher, noch rechtzeitig vor Weihnachten, in neuen Auf-

lagen erschienen*). Und der ganze Mann ist so interessant und bedeutend, daß es sich wahrlich lohnt, über ihn zu sprechen. Vielleicht ist er als Dichter sogar zu interessant.

Er hat eine Menge Tauspathen für seine Dichtungen. Heine und Freiligrath, Lenau und Conrad Ferd. Meyer haben abwechselnd auf seine Diktion gewirkt. Sein Schopenhauer hat ihn auf Weltreisen begleitet in früheren Jahren. Byron und Musset wird er viel gelesen haben. Aber er ist niemals Nachahmer geworden, sondern es lebte in ihm, dem Prinzen, von Anbeginn eine Feuerseele, ein stiller Revolutionär, ein Anarchist im Reich der Gedanken. Er hat gehadert mit Gott und Welt; er hat klirrend den Menschen den Fehdehandschuh hingeworfen und hat sich in die Einsamkeit vergraben. Er war ein Grübler und ist es. An manchen Stellen seiner Poesie steckt etwas Ausgebranntes, Schlackiges. Man weiß, daß hier einst ein großes Feuer war, aber es ist vergangen. Oder um ein anderes Bild zu brauchen: ebenso wie die Gondoliere in seinem Venedig-Gedicht sieht auch uns plötzlich ein Etwas in seinen Versen „lieb mit todtten Augen an“, etwas Erstorbenes, das einst heißes Leben war. Und immer hallt eine tief verlegte Saite in ihm; „es stört das Tröpfeln aus geheimer Wunde“.

Seine Werke sind bald aufgezählt. Mit den „Liedern an eine Verlorene“ begann er vor nunmehr fast zwanzig Jahren. Sein schwächstes Buch, aber das dem naiven, unliterarischen Menschen am meisten zusagende. Er erhebt sich noch nicht in Ausdruck und Empfindung über den Volksdurchschnitt. Da giebt's hübsche, oft Heinefirende Lieder, Volksmelodien, Glück und Schmerz der Liebe klingen empor. Aber dann, als ob sein naives Gefühl für immer erlödtet wäre, erhob er sich, ein grimmer Richter, über Welt und Menschen. Hat er bisher wie die Liebe gesungen, ein bißchen froh, ein bißchen sentimental, ein bißchen traurig, so singt er nun über die Liebe. Und jetzt in Hohn, Spott, Thränen, Wildheit. Er zerfleischt sich, er zerfleischt das Weib; er lästert die Liebe, die Schönheit, den Herrgott und schreit doch in unsäglichem Jammer nach allen Dreien. Das geschieht in seinen „Dichtungen“, dem Eigenartigsten und Größten, was er geschrieben. Lange Jahre hat sein Herz keine Ruhe gefunden, bis es müde ward. Und nun kam die Stille, die Resignation. Er war niedergebroschen einmal, und er war so stolz, daß der eine Schlag niemals von ihm vergessen und verwunden werden konnte. Da gab es nur einen Ausweg: demüthig vor dem Kreuze knien und an dem Stecken und Stab des Gottesglaubens sich langsam aufrichten. Schönau-Carolath hats gethan. Purpur und Kronen glänzten früher in seiner Dichtung — das Kreuz, schlicht, hölzern, mit dem schmerzgepeinigten Heiland der Welt, steht jetzt darin. Am Kreuz lernt er aufrecht stehen. Vielleicht geht er dann noch einmal ins Leben zurück.

Carolaths Thema war bisher das Weib schlechtweg. Er hat es als „Engel“ apostrophirt in seinem ersten Buche,

*) „Thauwasser“ von Prinz Emil von Schönau-Carolath. Zweite Auflage. — „Geschichten aus Noth“ von demselben. Zweite Aufl. Leipzig, G. J. Göttsche'sche Verlagsbuchhandlung 1898.

als Dirne, als Kind, als Göttin, als Sphinx, als Erlöserin in seinen übrigen. Als Räthsel thürmte es sich ihm entgegen. Als schaffende und vernichtende Macht lernt er es kennen. Und als zäher Idealist wollte er es niemals nehmen als das, was es ist, sondern sucht stets nach dem, was es sein könnte oder sollte. Wundervolle, tiefe Worte hat er besonders in der „Sphinx“ gesagt; allen Hohn und alle Bitterkeit der Seele goß er über das Weib aus, und alles Reine und Gute, das er besaß, verwandte er zu ihrem Preise. Das letzte Wort, daß er über sie gesprochen, ist ganz poetisch. Es ist die Weisheit, die das Schlußwort des „Faust“ predigt: Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.

Man erkennt schon daran, daß der Dichter den Begriff Weib nicht in seinen engsten Grenzen faßt, daß er nicht stecken bleibt an dem schönen „Vollwert Leib“, sondern darüber hinaus zur Seele drängt und von hier aus sogar die letzten großen Fragen, Menschheitsfragen, stellt. Das Weib ist ihm der Durchgangspunkt zu Gott und Freiheit, der große Prüfstein für alle Herzen, die Sphinx, an deren Brüsten der Strom der Menschheit sich in zwei Rinnen theilt. Durch Nichtgewährung erlöst sie; sie giebt tiefsten Schmerz, und dieser Schmerz ist es, der läutert und aufwärts führt. „Wohl dem, der Glück beim Weibe nie gefunden,“ singt Carolath daher als der Weisheit letzten Schluß. Auch Diava, die Don Juan rettet, kann es nur, indem sie sich ihm ver sagt.

Das Alles, und noch so unendlich viel, was sich nicht einmal andeuten läßt, wird in den „Dichtungen“ ausgeführt — in einer blihenden, seltsam fremden, geschmeidigen Sprache. „Fremd und süß“ sind Carolaths Lieblingsworte, und etwas Fremdes, Süßes, Erotisches hat seine ganze Poesie. Er ist der Kulturdichter comme il faut. Er ist der Dichter mit Purpur und Krone, der Dichter mit den verfeinerten Instinkten, dem Haut-gout. Seine Verse duften, als wären sie schwer parfümirt. Sie haben etwas Exklusives an sich. Man versteht sie nur, wenn man in der glücklichen Lage von Kindheit an war, an allen Segnungen und Genüssen unserer Kulturhöhe Theil zu nehmen. Ein Arbeiter, ja überhaupt ein Mensch mit demokratischen Instinkten und Neigungen ist für diese Poesie verloren. Und das ist bitter zu beklagen. Denn ohne Uebertreibung: dieser prinzliche Dichter hat Verse geschrieben, wie sie kein Byron schöner, gewaltiger, kühner, leidenschaftlicher gemacht hat. Er hat die tiefsten Gedanken nicht gedacht, sondern in wundervolle Bilder umgesetzt, wie es kein zweiter lebender Poet auch nur annähernd gethan. Er hat unvergeßliche Worte gesprochen.

Und doch — er wird uns fern bleiben. Er lebt, ein stilles Genie, als Kaiser und König in einem kleinen Kreise. Der Kreis vergöttert ihn. Aber wenn der Kreis auch weiter wächst, wenn immer neue zungengewaltige Apostel aufstehen — das Volk wird ihn nie kennen. Er ist kein Wanderbursch, der auf Wegen und Stegen sein Liedlein pfeift, bis alle Welt es ihm nachsingt; er geht nicht mit staubigem Schuh in Reich und Glied mit den Andern — er fährt in seinen Versen gleichsam in einer Prunkequipage viere lang, er fährt wie König Ludwig durch die Einsamkeit,

fast scheu sich bergend vor jedem Auge, und er wandelt weiter im Reich der Träume. Das blaue Meer rauscht bei ihm auf weißen Marmortreppen, im alten Park murren die Tulpenbäume, Wildschwäne segeln darüber in der Frühlingsnacht und Königstöchter sehnen sich nach der weiten Welt. „Wie Lampen die durch Malabaster brennen“, glänzen und glühen ihre Augen.

Das ist wunderschön — gewiß. Aber es ist zu hoch. Das Ewig-Menschliche verstehen wir wohl, aber die Tapete, die Fürstendekoration macht stuzig und besangen. Das ist die Tragik eines Dichters, der auf der Höhe geboren ist. Er ist zu weit ab von seinem Volke, und sein Talent, das die Sonne sein könnte, so gewaltig ist es, verpufft in großen Feuerbränden. Nur einen Weg gab es auch hier zurück: den Weg zum Christenthum, zum Volksglauben. Ihn hat Carolath eingeschlagen. Aber wenn er nun im Thale ist, hat er sein Bestes, dichterisch sein Bestes, vielleicht verloren. Auch das Christenthum kann Geburt und Erziehung nicht ganz korrigiren. —

Im Cottaschen Rusen Almanach für 1899, der in seiner prächtigen Ausstattung neben mir liegt, hat Carolath ein neues Gedicht veröffentlicht. Ist es allerdings überhaupt ein Gedicht? Man urtheile selber. Es lautet:

Asteroqe.

Ein Frauenbild in fremder Galerie,
Ein Bild so schön, daß sein Geheimnißhauer
Das Herz getränkt mit Sehnsucht ew'ger Dauer,
Sprach geisterhaft: geh, doch vergiß mich nie.
Mein Name? Nichts und Alles. Frag nicht, neige
Dich meiner Schwermuth räthseltiefer Macht,
Und war's ein Wunsch, den dir mein Blick entsacht,
Für diese Welt gebiete, daß er schweige.
Vergeßlich ist es, daß du mich beweinst,
Nenn mich: im Strom ertrunken. Nenn mich: einst.
Nenn mich: Umsonst. Verloren. Unerweicht;
Doch, wenn du beten kannst, nenn mich: dereinst,
Vielleicht. —

Gewiß ein seltsames Thema. Man weiß erst nichts Rechtes mit ihm anzufangen. Aber wer den Dichter kennt, wird es verstehen. Ich sagte schon: Weib und Schönheit tragen empor, indem sie Schmerz geben und sich versagen. Sie füllen das Herz mit unendlicher Sehnsucht. Sie sind uns verloren, aber unvergessen. Mit vielen Namen nennen wir sie als Ziel unserer Sehnsucht. Aber tröstend führt uns der Glaube empor: über dieser Welt, in einer anderen, schöneren, wird erfüllt, was hier uns entwand, was hier nicht reifte. „Dereinst, vielleicht. —“!

Die Beiden eben in neuer Auflage erschienenen Prosaschöpfungen sind theilweise harmloser als die Dichtungen. „Thauwasser“, eine schöne, ergreifende, seltsame Novelle mit fremden Kolorit — psychologisch halb großartig, halb unmbglich, auf jeden Fall aber poetisch sehr fein. Die „Geschichten aus Moll“, kleine, originelle Erzählungen, oft märchenhaft, im Ganzen ohne realistischen Untergrund und deshalb alle etwas in der Luft schwebend. Phantasien eines starken Talentes.

Vielleicht will dieser oder jener sich einmal diesen Neuromantiker ansehen. Er verdient es wahrlich mehr, als die Kellamehelden des literarischen Marktes.

Berlin.

J. Ewald.